EIN FAMILIENGEHEIMNIS.
EINE VERBOTENE WAHRHEIT.
EINE LIEBE, DIE ALLES VERÄNDERT.

Das ERBE der Steinmauern

ROMAN



DANILO SIEREN

Danilo Sieren

Das Erbe der Steinmauern

Erste Auflage
© 2026 Danilo Sieren
Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist ein Werk der Fiktion. Alle Personen, Orte und Ereignisse sind frei erfunden.

Manche Wahrheiten verschwinden nicht.

Sie warten.

Prolog

Provence, März 2001

Das Erste, was Élise an diesem Morgen wahrnahm, war der Geruch.

Nicht der Lavendel – der war längst verblüht, hatte sich seit Monaten in etwas Trockenes, Staubiges zurückgezogen, das mehr nach Apotheke roch als nach Feld. Es war etwas anderes. Kalkstein nach Regen. Nasses Holz. Der spezifische Geruch von Häusern, die lange geschlossen waren und sich nun langsam wieder öffneten, wie ein Körper, der nach einer Ohnmacht Luft holt.

Sie lag auf der Seite. Die Vorhänge waren zugezogen, aber das Licht kam trotzdem herein – scharfes Märzlicht, das keine Gnade kannte, das durch jeden Spalt fand und auf dem Bettlaken Streifen hinterließ wie Finger.

Sie hatte nicht vor, aufzustehen.

Das war keine Entscheidung. Es war eine Tatsache, so neutral wie das Licht, wie der Geruch, wie das leise Scheuern des Kirschbaums an der Außenwand. Der Arzt

hatte andere Worte dafür gehabt, mehrere, lateinische, die sie sich nicht gemerkt hatte. Ihr Körper kannte das Wort nicht. Ihr Körper wusste nur, dass es Zeit war, ruhig zu sein.

Was sie an diesem Morgen noch konnte: atmen. Hören. Das Licht beobachten, wie es wanderte.

Was sie nicht mehr konnte: den Brief fertigschreiben.

Er lag auf dem Nachttisch. Drei Seiten, ihre Handschrift, die gegen Ende kleiner geworden war, als wolle sie den Platz ausdehnen. Sie hatte ihn gestern Nacht angefangen und war mitten im Satz eingeschlafen – in einem Satz über den Geruch von frisch gesägtem Holz, über einen Hof, den sie nur einmal gesehen hatte, von außen, durch ein Eisentor, an einem Abend im Herbst 1993.

Sie hatte nicht geklingelt.

Das war das, worüber sie in dem Brief hätte schreiben wollen. Warum sie nicht geklingelt hatte. Was sie gesehen hatte, durch die Stäbe des Tors, an diesem Abend: das Mas im letzten Licht, die verwilderten Lavendelfelder, einen alten Mann auf der Bank vor dem Nordflügel, der den Kopf in die Hände gelegt hatte wie jemand, der sehr müde ist oder sehr traurig, sie wusste es nicht mehr.

Sie hatte gedacht: Morgen. Sie hatte gedacht: Wenn ich weiß, was ich sagen soll.

Das Morgen hatte sie sieben Jahre beschäftigt.

Die Tochter wusste nichts davon. Das war das Einzige, das Élise noch schmerzte – nicht als Vorwurf gegen sich selbst, dafür war sie zu erschöpft, sondern als offene Stelle, die nicht Zeit gehabt hatte, zu verheilen. Irgendwo lebte eine Frau, die ihre Mutter gewesen wäre, wenn andere Entscheidungen getroffen worden wären. Irgendwo lebte diese Frau mit einem Bild ihrer Mutter, das falsch war.

Élise hatte dieses Bild nicht korrigieren können.

Sie hatte es versucht. Das wusste sie. Die Briefe, jedes Jahr ein neuer Versuch, eine andere Formulierung – sie hatte nie gewusst, ob sie angekommen waren. Keine Antwort. Immer kein Antwort. Sie hatte sich gesagt: Sie will keinen Kontakt. Sie hat entschieden. Lass sie.

Sie hatte nicht losgelassen.

Durch den Spalt im Vorhang fiel jetzt ein einzelner Streifen Licht schräg auf den Nachttisch, auf den Brief, auf die drei Seiten in ihrer kleiner werdenden Handschrift. Élise betrachtete das Licht. Sie dachte nicht mehr in vollständigen Sätzen.

Nur eines noch, klar wie der Geruch von Kalkstein nach Regen:

Das Mas weiß es. Irgendwann kommt jemand, der fragt.

Kapitel 1

Das Erbe

Provence, September — Gegenwart

Der Zug hielt um 14:47 Uhr in Apt, drei Minuten zu früh, als wolle er Clara keine Zeit lassen, sich vorzubereiten.

Sie saß noch, als die anderen Passagiere bereits aufgestanden waren, die Gepäckablagen öffneten, sich in die schmalen Gänge drängten mit dieser Selbstverständlichkeit, die man entwickelt, wenn man weiß, wohin man fährt. Clara wusste es auch. Das war das Problem.

Sie stand auf.

Der Koffer war zu groß für drei Tage. Sie hatte das gewusst, als sie ihn gepackt hatte, und es trotzdem so gelassen — eine kleine Unehrlichkeit gegen sich selbst, die sie sich erlaubt hatte, ohne darüber nachzudenken.

Der Bahnhof von Apt roch nach heißem Asphalt und verbranntem Bremsstaub. Clara blieb einen Moment unter dem Vordach stehen und ließ die Hitze auf sich einwirken. September in der Provence. Das Licht war anders als in Paris

— härter, direkter, ohne die weiche Unschärfe, die die Stadt um alles legte wie Watte. Hier fiel das Licht auf die Dinge, als meine es es ernst.

Sie zog den Koffer zur Taxispur.

Étienne hatte ihr geschrieben: Der Schlüssel liegt beim Nachbarn, einem Monsieur Arnaud. Nimm einfach das Taxi direkt zum Mas. Keine weiteren Erklärungen. Étienne war kein Mensch für Erklärungen. Étienne war ein Mensch für kurze E-Mails und lange Pausen dazwischen, und Clara hatte gelernt, beides als das zu lesen, was es war: Unbehagen, das sich als Effizienz tarnte.

Sie fuhr allein. Das hatte sie Étienne nicht gesagt. Er hatte angeboten mitzukommen, in einem Satz, der so formuliert war, dass eine Absage problemlos möglich war, und Clara hatte ihn dankbar ergriffen.

Das Mas gehörte ihr jetzt. Ihr allein. Das stand im Testament.

Sie wiederholte es, während das Taxi die Nationalstraße verließ und auf eine schmalere Straße abbog, die sich durch trockenes Hügelland schlängelte. Olivenbäume. Zypressenkette gegen den Wind. Weinberge, deren Reben braun wurden an den Rändern. Das Mas gehörte ihr jetzt. Nicht ihrem Großvater. Nicht Étienne. Ihr.

Sie hatte ihren Großvater dreimal getroffen.

Das Mas war größer, als sie es sich vorgestellt hatte.

Sie hatte das Foto aus Étiennes E-Mail angesehen – ein kleines, leicht verwackeltes Bild, das hauptsächlich Himmel zeigte und am unteren Rand einen Steingebäudekomplex, den man für eine Scheune hätte halten können, wenn man nicht wusste, was man suchte. Es war keine Scheune.

Zwei Flügel, verbunden durch einen Torbogen. Kalkstein, der einmal weiß gewesen sein musste und nun die Farbe von altem Papier hatte. Fensterladen, von denen die meisten geschlossen waren, einer hing schief in den Angeln wie ein Augenlid, das nicht mehr richtig schließt. Vor dem linken Flügel – dem Nordflügel, erkannte sie später – war ein Gerüst aufgestellt worden, das aussah, als stehe es schon länger dort als geplant.

Lavendel. Überall Lavendel. Aber nicht der ordentliche, in Reihen gepflanzte Lavendel der Tourismusprospekte – dieser hier hatte sich selbst überlassen worden, wucherte bis an die Grundmauern, hatte die gepflasterten Wege teilweise übernommen. Er war verblüht, grau und trocken jetzt im September, und roch trotzdem noch, schwach und staubig, wie eine Erinnerung an sich selbst.

Clara stand am Tor und betrachtete das Gebäude.

Das Gebäude betrachtete sie zurück.

Das war Unsinn, das wusste sie. Steine betrachteten nichts. Steine waren Steine. Und trotzdem hatte sie das Gefühl nicht loswerden, das sich beim Aussteigen aus dem Taxi eingestellt hatte und seitdem nicht gewichen war: dass sie hier erwartet wurde. Nicht von jemandem. Von etwas.

Sie schob das Tor auf. Es quietschte. Natürlich quietschte es.

Der Mann stand im Innenhof.

Er hatte ihr den Rücken zugewandt, als sie durch den Torbogen trat. Arbeitsjeans, ein verwaschenes Hemd, die Ärmel aufgekrempelt bis zur Ellenbeuge. Er kniete vor einer der Grundmauern des Nordflügels und klopfte mit einem Meißel auf den Kalkstein – nicht wild, nicht ungeduldig, sondern mit der ruhigen Präzision von jemandem, der weiß, dass der Stein ihm sagen wird, was er wissen will, wenn man nur richtig fragt.

Er hatte sie nicht gehört.

Clara blieb stehen. Der Koffer in ihrer Hand. Der Kies unter den Rädern, der jeden weiteren Schritt verraten würde.

Sie machte einen weiteren Schritt.

Der Mann drehte sich um.

Er stand auf, ohne Eile. Er war groß – größer als sie von hinten eingeschätzt hatte – mit dem Gesicht eines

Menschen, der viel draußen gearbeitet hat, und Augen, die eine Frage enthielten, bevor er den Mund aufgemacht hatte.

„Mademoiselle Fontaine", sagte er. Kein Fragezeichen.

„Ja." Clara ließ den Koffer los. „Monsieur Arnaud?"

Er nickte. Er reichte ihr nicht die Hand – seine war kalkstaubig, und er hob sie kurz, als wolle er das anzeigen, eine Art entschuldigende Geste, die eigentlich keine Entschuldigung war. Dann sah er kurz an ihr vorbei zum Tor, als suche er jemanden hinter ihr.

„Ich bin allein", sagte Clara.

„Ich weiß." Er wandte sich wieder der Mauer zu, hob den Meißel auf, legte ihn in eine Werkzeugkiste, die neben ihm stand. „Ich habe den Schlüssel für Sie."

Er zog ihn aus der Hosentasche. Ein alter Schlüssel, schwer, mit einem Anhänger aus Holz, in den jemand mit einem Nagel etwas geritzt hatte – Clara sah es erst, als der Schlüssel in ihrer Hand lag. Zwei Buchstaben. M.F.

Sie wollte fragen, wofür sie standen. Stattdessen sagte sie: „Danke."

„Das Wasser läuft", sagte Luc Arnaud. „Der Strom auch. Der Herd im Westflügel ist älter, aber er funktioniert." Er machte eine knappe Pause. „Ich arbeite morgen früh weiter. Am Nordflügel. Falls Sie das stört–"

„Es stört mich nicht."

Er sah sie an. Nicht lang, nicht auffällig – eine Sekunde, die etwas prüfte und dann weiterging.

„Gut", sagte er.

Er nahm seine Werkzeugkiste und ging.

Clara stand allein im Hof.

Sie sah sich um. Steinmauern. Verwilderter Lavendel. Ein Feigenbaum, der sich durch einen Riss im Pflaster gedrückt hatte und nun in eine Richtung wuchs, die kein Gärtner geplant hatte. An der Südwand eine Bank aus demselben Kalkstein wie die Mauern, geglättet von Jahrzehnten und Wetter.

Sie holte ihr Telefon heraus.

Kein Empfang. Natürlich kein Empfang.

Sie steckte es zurück.

Der Schlüssel lag schwer in ihrer Hand. M.F. Sie würde Étienne fragen. Später. Jetzt öffnete sie die Eingangstür des Westflügels – der Schlüssel passte, das Schloss gab nach einem kurzen Widerstand nach – und trug den Koffer über die Schwelle.

Drei Tage, hatte sie sich vorgenommen.

Drei Tage, dann zurück nach Paris, Notariat, Vollmachten, Verkauf. Einfach. Schnell. Ohne Komplikationen.

Das Haus roch nach Kalkstein und nach etwas anderem, das sie nicht sofort einordnen konnte.

Erst auf der Treppe fiel ihr ein, was es war.

Holz. Frisch gesägtes Holz.

Sie blieb stehen.

Irgendwo in ihr, an einem Ort, den sie nicht benennen konnte, bewegte sich etwas. Als hätte ein Schlüssel in einem Schloss gedreht, das sie nicht gewusst hatte, dass es existierte.

Sie stieg weiter.

Um sieben Uhr abends war es noch warm genug für die Terrasse.

Clara hatte den Westflügel in der Ordnung erkundet, in der man Dinge erkundet, die einem gehören aber noch fremd sind: vorsichtig, mit den Händen in den Taschen, ohne zu viel zu berühren. Vier Zimmer, eine Küche, ein Bad. Möbel, die niemand seit Jahren bewegt hatte. Ein Wandkalender von 2019. Auf dem Fensterbrett der Küche drei Töpfe mit vertrockneten Kräutern, die Clara betrachtete und stehen ließ.

Im zweiten Zimmer hing ein Bild an der Wand: eine Druckgrafik, Lubéron-Landschaft, nichts Besonderes, der Rahmen leicht verzogen. Clara blieb davor stehen, nicht wegen des Bildes, sondern wegen des Abdrucks daneben. Ein Rechteck, heller als der Rest der Wand, exakt in der Größe eines Bilderrahmens. Etwas hatte dort gehangen. Lange. Und war dann abgehängt worden.

Sie notierte es nirgends. Sie notierte grundsätzlich nichts. Aber sie vergaß es auch nicht.

Das Café in Gordes hieß Chez Solange und war seit vermutlich dreißig Jahren nicht umgebaut worden, was Clara als Qualitätsmerkmal wertete.

Sie hatte den zwanzig-minütigen Fußweg ins Dorf der Alternative vorgezogen, auf dem Herd des Westflügels zu kochen, und sie bereute es nicht. Das Dorf lag auf einem Fels, die Gassen eng und abends kühl, das Licht in den goldenen Bereich des Tages gerutscht, der die Provence in den Postkartenzustand versetzt, gegen den Clara normalerweise immun war und heute nicht.

Sie setzte sich draußen. Bestellte. Beobachtete die Gasse.

Am Nebentisch saß eine ältere Frau, Ende siebzig vielleicht, mit kurz geschnittenem weißem Haar und den Händen von jemandem, der sie ein Leben lang benutzt hat. Sie trank Wasser. Sie las nichts. Sie saß einfach dort, mit der ruhigen

Präsenz von Menschen, die mit ihrem eigenen Schweigen einverstanden sind.

Nach einer Weile sah sie zu Clara herüber.

„Sie sind neu hier", sagte sie. Keine Frage.

„Für ein paar Tage."

Die Frau nickte, als bestätige das etwas, das sie bereits gewusst hatte. „Das Mas der Fontaines?"

Clara hob leicht die Augenbrauen. „Kennen Sie es?"

„Man kennt alles hier." Ein kleines Lächeln, das freundlich war und gleichzeitig nichts verriet. „Ich bin Hélène. Hélène Castel." Sie sagte es so, wie man seinen Namen sagt, wenn man ihn oft sagt – ohne Betonung, ohne Zusatz.

„Clara Fontaine."

„Ja." Hélène Castel trank einen Schluck Wasser. „Wird es verkauft?"

Clara zögerte einen Augenblick zu lang.

„Ich weiß es noch nicht."

Die alte Frau lächelte wieder – dasselbe Lächeln, ruhig und ohne Hintergedanken, das war das Merkwürdige daran, es enthielt keine Hintergedanken, zumindest keine sichtbaren. „Das Mas hat Zeit", sagte sie. „Es wartet gerne."

Dann wandte sie sich wieder ihrem Wasserglas zu, und das Gespräch war vorbei.

Clara aß. Das Dorf wurde langsam lauter um sie herum, Abendstimmen, Stühlerücken, Gelächter aus dem Inneren des Cafés. Irgendwo in der Gasse spielte ein Kind mit einem Ball.

Sie dachte nicht an die Frau am Nebentisch.

Étienne rief zweimal an. Beim zweiten Mal nahm sie ab.

„Alles gut?", fragte er.

„Alles gut", sagte Clara.

Eine kurze Pause. Dann: „Der Schlüsselhalter war da? Arnaud?"

„Er war noch da, als ich ankam. Er arbeitet am Nordflügel."

„Ah." Eine weitere Pause, die Clara nicht einordnen konnte. Kein Unbehagen – oder doch? Zu kurz, um sicher zu sein. „Gut. Gut, dass jemand da ist."

Sie sprachen noch zwei Minuten über nichts Wichtiges, dann legte Étienne auf, und Clara bestellte einen Kaffee, den sie nicht brauchte, und blieb sitzen, bis das Licht in der Gasse vollständig gegangen war.

Auf dem Rückweg zum Mas – die Gasse hinunter, die Felder, der Lavendel grau im Abendlicht – hatte sie das Gefühl wieder.

Dass sie erwartet wurde.

Nicht von jemandem.

Von etwas, das Zeit hatte.

Kapitel 2

Der Steinmetz

Provence, September – Gegenwart

Luc Arnaud schlief schlecht in den Nächten vor Beginn einer neuen Arbeit.

Das war kein Lampenfieber. Er kannte den Unterschied. Lampenfieber war Angst vor dem Scheitern, und davor hatte er sich entwöhnt in zwanzig Jahren, in denen er Mauern abgetragen und wieder aufgebaut hatte, Bögen gesichert, Gewölbe verstärkt, Fundamente freigelegt, die niemand mehr für möglich gehalten hatte. Er scheiterte selten. Wenn er scheiterte, wusste er warum, und das machte es ertragbar.

Was ihn wachhielt, war etwas anderes. Es war die Frage, was der Stein ihm sagen würde.

Jedes Gebäude hatte eine Geschichte, die in seinen Wänden stand, wörtlich – Risse, die das Setzungsverhalten der letzten hundert Jahre protokollierten, Flickstellen, die zeigten, wo jemand etwas hatte verbergen wollen, Verfärbungen, die auf Wasser hinwiesen, auf Feuer, auf